



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im Dezember 1920.

Nr. 12.

Andacht.

Jesajas 60, 1. Mache dich auf, werde Licht,
denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn
geht auf über dir.

Dies Wort wurde dem jüdischen Volke zugerufen, als es in
der Knechtschaft saß, an den Wassern zu Babel, und weinte,
wenn es an Zion gedachte. Uns klingt das Wort als Mah-
nung entgegen, daß wir uns auf Weihnachten rüsten.

Aber können wir Licht werden?

Wenn einer innerlich Licht sein soll, voll Singen und Klin-
gen, so muß er ein Mensch sein, in dem Gott wohnen kann. Sind
wir so? Ich glaube, wir gleichen eher den Leuten zu Lots
Zeiten, von denen Jesus sagt: sie aßen, sie tranken, sie kauften,
sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten. Wer in Brasilien lebt,
wird von der Sucht gepackt, Geld zu machen. Wie selten ist
Sinn für Höheres zu finden, davon die Seele lebt, für die
Pfleger von Geistesgütern und Herzeigenschaften. Eine Sache
ohne Lohn, allein aus der Freude zu ihr zu tun, wird ganz
verlernt. Wer davon noch etwas von drüben mitbringt, hat
bald alles über Bord geworfen.

Und unsere Jugend? Geht deren Sinn nicht viel zu sehr
auf Gewinn und die Neugierlichkeiten des Lebens aus? Und
wie viele gehen früh verdorben ihren Weg. Aber ernste Mah-
nungen finden gar zu oft nur ein verständnisloses oder mitleidi-
ges Lächeln als Antwort.

Und daneben geht das Leben seinen Gang und legt den
Menschen Lasten und Sorgen auf den Rücken. Der Eine schleppt
sich müde und abgearbeitet dahin, dem Andern will alle Hoff-
nung auf bessere Zeiten schwinden. Er ist zermürbt. Ohne Le-
bensfrische und Lebensfreude blicken viele ins Dunkel ihrer Tage.

Und wenn nun Weihnachten kommt, und uns die frohen
Weisen durch den Sinn klingen, und wir anheben, sie zu singen,
kommen da nicht die Gedanken an die Unsern drüben und an
unser Volk? Bleibt da nicht alle Fröhlichkeit uns in der Kehle
stecken? Wie können denn die drüben jetzt Weihnachtslieder
singen? Und wenn sie's tun, so können sie die nur singen wie
die deutschen Gefangenen im Gefangenenlager zu Sonilly in
Frankreich sie gesungen haben. Da standen im Dezember 1916
die deutschen Soldaten zu Tausenden im Stacheldrahtpfersich, bis
an die Kniee, bis über die Kniee im gefrierenden Morast. So
eng gepfercht, daß kein Schuh mehr Platz hatte. Tagelang stan-
den sie so. Zu essen gab's nichts und der Ostwind pfiff über die
arme Herde und der Regenturm peitschte sie. Und als der
heilige Abend kam, da schrien die Tausende ihres Herzens Not
hinaus im Liede: Stille Nacht, heilige Nacht. Wird nicht so
in den Weihnachtsliedern drüben auch jetzt die Herzensnot zum
Himmel schreien?

Wie kann es denn da in uns Licht werden? Wer könnte
denn da unser Inneres Licht machen?

Einer kann's! Einer, der durch die Nöte und Stürme des
Lebens geschritten ist und ist Licht geblieben: Jesus.

Die Wetterwolken des Schicksals umhüllten sein Leben,

aber er ist hindurchgeschritten in der Gewißheit, daß alle Wege
im Licht enden.

Er ist zusammengebrochen unter den Aufgaben, die ihm
gestellt waren, aber er hat sie gelöst in der Kraft seines Gottes,
dem er sich ergeben hatte auf Leben und Tod.

Er ist versucht worden gleich wie wir, aber das Gottes-
kind hat nicht anders wandeln können, als in Herzensreinheit.

Er hatte Gewalt über die Menschen. Aber er hat nichts
für sich gewollt. Er hat für Gott und die Menschen gearbeitet:
daß Gottes Reich sich ausbreite in den Menschenherzen, und die
Menschen erfüllt würden von Herzensseligkeit.

Er kann auch Licht bringen in unsere dunklen Seelen hinein.
Er gibt Hoffnung den Hoffnungslosen, er gibt Stärke dem Un-
vermögenden, er weckt Stolz und Seelenadel in den Menschen,
daß sie sich zu gut sind für Niederes und Gemeines, und er lehrt
die Menschen, alles Heil und alles Glück im Reichtum des
Herzens zu finden, in Dingen, die im Leben äußerlich nichts ein-
zubringen pflegen.

Er allein kann auch unserm armen deutschen Volke wieder
aushelfen aus seiner Not und Verlorenheit.

Gib dich der Kraft und der Ursprünglichkeit seines Geistes
und seines Willens hin, du wirst erfahren, was das alte
Lied singt:

Das ewige Licht geht da herein und gibt der Welt ein'n
neuen Schein; es leuchtet wohl mitten in der Nacht und uns des
Lichtes Kinder macht. Halleluja!

R.

Ernstere Zeiten.

Nicht von ernsten Zeiten im wirtschaftlichen Leben will ich
hier reden, sondern von so mancherlei anderem ernsten, über das
unsere lieben Leser einmal nachdenken sollten, wel es sich um
Glaubensbrüder, letzten Grundes sogar um unseren Glauben
selbst, handelt.

Welche Zeitung wir auch aufschlagen mögen, im Mittelpunkt
steht beinahe immer ein kleines Stück deutschen Landes, das die
Polen haben möchten, Oberschlesien; von dem, wie es dort heute
zugeht, sei nur ein Beispiel hier erzählt:

Im Jahre 1770, zwei Jahre vor der ersten Teilung Po-
lens, drang ein Hilferuf deutscher Bedrängnis an das Ohr
Friedrichs des Großen. Nahe der schlesischen Grenze wurden
deutsche Bauern von ihrer polnischen Obrigkeit aufs drückendste
geplagt und bedroht — ihr Deutschtum und Evangelium war
in Gefahr.

Friedrich der Zweite ließ sich nicht vergeblich bitten. In
der Stille handelte er. Ein tatkräftiger Offizier, der Leutnant
von Woyrsch, der Urgroßvater des im Weltkrieg bewährten
Generalfeldmarschalls, erhielt den Befehl, die bedrängten Deut-
schen über die preussische Grenze zu holen. Mit 50 Husaren
führte er den Befehl aus, und unter seinem Schutze hielten die
Geretteten ihren Einzug in den jetzigen Kreis Pleß, mit Vieh
und Hausrat und aller Habe, und erhielten Land und Wohn-
sitze angewiesen. Die neue deutsche Kolonie auf schlesischem Bo-

den wurde — nach dem Namen des Besitzers der Herrschaft — Anhalt genannt.

150 Jahre hat die deutsche Bauernkolonie unter preussischer Hoheit in Fleiß und Frieden ihre Felder bestellt und ihre deutsch-evangelische Art gewahrt. Im Jahre 1920 brach das Verderben über sie herein.

Am 20. August rüdten polnische Banden in Stärke von 400 Mann gegen den ungeschützten Ort. Unter dem erlogenen Vorwand, daß im Dorfe deutsche Sicherheitswehr läge und Waffen und Munition aufgestapelt seien, begannen die Polen die Zerstörung des Dorfes. Die Häuser wurden in Brand gesteckt und jede Löscharbeit verhindert. Die Eigentümer der brennenden Häuser, die wenigstens ihr Vieh retten wollten, wurden beschossen, wobei mehrere Stüd Vieh getötet wurden. Der Plan, das ganze Dorf niederzubrennen, wurde allerdings nicht durchgeführt, doch gingen 14 Wirtschaften in Flammen auf, deren gesamte Erntevorräte mit dem ganzen Inventar vernichtet wurden. Außerdem wurde überall geplündert. Im Pfarrhaus wurde der Schreibtisch erbrochen und seines Geldinhaltes von 1000 Mark beraubt, der Geldschrank wurde durch Gewehrschüsse zu sprengen gesucht. Ebenso wurde der Gastwirt gezwungen, alles Bargeld auszuliefern, dem Fleischer wurden 5000 Mark abgenommen, auch die übrigen Bewohner wurden nicht geschont. Nach vorsichtiger Schätzung ist durch den Ueberfall ein Schaden von 4—5 Millionen Mark entstanden — und mit einer Wiederholung der Mordbrennerei ist zu rechnen.

Diese unerhörte polnische Freveltat, die an die Greuel des dreißigjährigen Krieges erinnert, gibt ein Bild und eine Vorstellung von der Zukunft, die der Deutschen in Oberschlesien wartet, wenn sie den Polen ausgeliefert werden.

Andern Tags erschien der Polenföhrer Korfanty bei dem evangelischen Pfarrer von Anhalt. Er erklärte in seiner verlogenen Art, daß das, was die Polen jetzt taten, noch sehr menschlich sei im Verhältnis zu dem, was der Grenzschutz vor Jahresfrist den Polen zugefügt habe. Er billige aber den Ueberfall nicht und hätte keine Gewalt über die plündernden Banden. Als Entschädigung für die Gebrandschaften hinterlegte er 33 000 Mark. — Wenn einem Manne wie Herrn Korfanty sogar das Gewissen schlägt, dann muß ein gehäuftes Maß von Unrecht und Gewalttat vorliegen.

Aus diesem Beispiel kann man sehen, in welcher Weise die Polen, die von Frankreich beschützt werden, mit den deutschen Gemeinden in Oberschlesien, zumal wenn sie evangelisch sind, umgehen. Leider wird der nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen noch durch die Bekenntnisunterschiede verschärft, da die Polen fast ausnahmslos katholisch, die Deutschen in der Mehrheit evangelisch sind. Der Pole aber ist fanatisch als Katholik und als Pole; sehr bezeichnend ist, daß man in Polen überzeugt ist, der Herr Jesus sei ein polnischer Adliger gewesen und habe polnisch gesprochen. Auch gibt es katholische Geistliche, die an diesem Kampfe scharf Anteil nehmen und es für ihre Glaubenspflicht halten, Del ins Feuer zu gießen. Hat doch ein katholischer Geistlicher polnischer Abkunft, der Kaplan Dr. Potempa, sogar mit dem Revolver unter eine Schar Deutscher geschossen, die „Deutschland, Deutschland über alles“ sang, und zwei schwer verlegt. Vor Bestrafung aber schützen ihn französische Soldaten.

Den katholischen Geistlichen aber, die auch ihren deutschen Gemeinden gegenüber ihre Pflicht tun wollen, wird sehr häßlich mitgespielt. So berichtet eine Berliner katholische Zeitung, die „Germania“ über folgende Tat polnischen Hasses:

Der Generaldirektor Badlik von der Charlottengrube in Rybnik wurde von einer polnischen Bande so zugerichtet, daß er starb. Die Polen haben in ihrem Haß verhindert, daß die Leiche an Ort und Stelle beerdigt werden konnte. Sie drohten, die Leiche aus dem Grabe herauszureißen und das Grab in unaussprechlicher Weise zu besudeln. Die Polen haben aber auch verhindert, daß der auf den Tod Liegende von einem Geistlichen besucht wurde. Als der Geistliche sich zu ihm begeben wollte, wurde er von polnischer Seite bedroht und es kam aus der Menge der Ruf: „Der deutsche Hund soll ohne Gott krepieren!“ Beim Rückweg ist auf den Geistlichen geschossen worden. Die „Germania“ schreibt mit Recht dazu: „Bis zu diesem Grade ist die Fanatisierung und Verhehung in Oberschlesien fortgeschritten. Das sind die Segnungen des Korfantyschen Geistes. Das ist der ganze Korfanty, der einst gesagt hat: Mein ganzes Wesen ist Haß gegen alles Deutsche. Das sind die Früchte polnischer Lügen, die sich damit brüsten, daß auch unter ihrer Obhut die katholische Kirche geschützt sei. Nicht vor dem Tode, nicht vor der Kirche und ihren geweihten Vertretern, machen Korfanty

und seine Gefolgschaft Halt. Wenn ein friedliches Volk zu solcher Verhehung und Verwilderung gebracht werden konnte, was wird dann aus dem Lande werden, das dieses fremdländische Bolentum unter seine Herrschaft bringen will?“

Ueber die Art und Weise, wie die Polen in den Gebieten, die ihnen von Erzberger und Ebert abgetreten worden sind, haufen, wie sie dort namentlich die evangelischen Geistlichen und Gemeinden behandeln, davon ist ja schon mehr als einmal im Christenboten die Rede gewesen. Jetzt haben sie im Soldauer Gebiet mit den niedrigsten Verfolgungen gegen dieselben begonnen, die Pastoren werden eingesperrt und mißhandelt, Konfirmandenunterricht u. Religionsstunde verboten, die Benutzung von Schultuben zu Gottesdienstszwecke verhindert, evangelische Kirchen zu katholischen eingerichtet. Auch das große evangelische Krankenhaus in Posen ist beschlagnahmt worden, nachdem schon vorher ein polnisch-katholischer Kaplan zur Aufsicht eingesetzt worden war, und soll zur Universitätsklinik für die polnischen Studenten eingerichtet werden. Gesetz und Recht gibt es für Evangelische dort, wo die polnischen Katholiken herrschen, eben nicht.

Leider treten auch in Deutschland die katholischen Geistlichen in einer Weise auf, die das so oft erwünschte Zusammengehen der evangelischen und katholischen christlichen Kreise gegen die Flut des Unglaubens und der Kirchenfeindschaft sehr erschwert. Die katholische Geistlichkeit Deutschlands hat nämlich ein Rechtsbuch veröffentlicht, das die Mißgehen zwischen Evangelischen und Katholiken, sofern sie evangelisch eingeseget sind, als wilde Ehen bezeichnet und die solchen Ehen entsprossenen Kinder als uneheliche Kinder. Das hätten die Herren unter dem Kaiserreich nicht gewagt!

Ueber die Austritte und Uebertritte in der evangelischen Kirche der Provinz Brandenburg veröffentlichten die „Amtlichen Mitteilungen des Brandenburgischen Konsistoriums“ folgende bezeichnende Zahlen:

Im Jahre 1919 traten zur evangelischen Kirche über:

	in Berlin	im Potsdamer Bezirk	im Frankfurter Bez.	zus.
aus der katholischen Kirche	554	343	103	1 000
aus anderen christl. Kirchen	56	24	6	86
aus dem Judentum	129	41	4	174
ohne Austritt aus einer Kirche	95	81	13	189
überhaupt	834	489	126	1449

Aus der evangelischen Kirche sind ausgetreten:

	in Berlin	im Potsdamer Bezirk	im Frankfurter Bez.	zus.
zur katholischen Kirche	14	12	4	30
zu anderen christl. Kirchen	61	144	70	257
zum Judentum	22	3	2	27
ohne Eintritt in eine Kirche	41 341	37 755	834	79 930
überhaupt	41 438	37 914	910	80 262

Diese Zahlen reden eine ernste Sprache, und jeder Vertreter der evangelischen Kirche ist sich ihrer Bedeutung voll bewußt. Was zur Abwehr der kirchengegnerischen Wühlarbeit geschehen kann, das geschieht. Diese Zahlen beweisen zunächst einmal, wie viel bei den Kirchenausritten politische Machenschaften eine Rolle spielen. 41 341 Austritte in Berlin, 37 755 im Potsdamer Bezirk, zu dem die Berliner Vororte, Spandau, Fabrikstädte wie Rathenow gehören, zusammen gegen 79 000 — und nur 834 im Frankfurter Regierungsbezirk, wo die Großstadtarbeiter nicht die Mehrheit bilden! Uebrigens war auf Anordnung sozialdemokratischer Führer wie Adolf Hoffmann, der eine Zeitlang Minister für geistliche Angelegenheiten war, gegen das Gesetz die Einreichung von Massenausrittsertklärungen zugelassen worden, so dürften die 80 000 Ausgetretenen vielfach ihren Austritt im Anschluß an politische Versammlungen ohne Nachdenken, vielleicht aus Angst mit unterschrieben haben. — Immerhin ist es sehr ernst, daß unsere Kirche derart an Anhängern verliert. Wenn aber die Katholiken meinen, daß sie daraus Gewinn ziehen, wie neulich in katholischen Blättern stand, so beweisen obige amtliche Zahlen das Gegenteil. 30 Evangelische wurden katholisch, aber 1000 Katholiken evangelisch! —

An unsere Gemeinden in Santa Catharina und Mittelbrasilien aber ergeht die Mahnung, nicht gleichgültig zuzusehen, wie drüben in Deutschland die evangelische Kirche einen schweren Kampf gegen polnischen Fanatismus und den Unglauben der heutigen Herren Deutschlands führt. — Es ist tief schmerzlich, daß sich unter unsern vielen wohlhabenden Gemeindegliedern erst ein einziger gefunden hat, der 10 Mk. für die bedrängten Glaubensgenossen übrig hatte! Hoffentlich finden sich zum Weihnachtsfeste hilfreiche Herzen und Hände, die die ersten Zeiten mitempfinden und danach tun. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. —

Gaben nehmen sämtliche Pastoren entgegen, im Christen-N. boten wird der Empfang bescheinigt.

Die deutschen evangelischen Pfarrer und die Naturalisierung.

Von Dr. Aldinger, Hammonia.

Der Protestantismus, zumal der deutsche, ist nicht Form und Formelwesen, sondern Geist und Glaube, inneres Leben, nicht äußere Abrihtung. Das zeigt sich auch in der Frage der Nationalisierung. In einer mechanischen, geistlosen Dressur auf Staatsprache und Landesitte haben die evangelischen deutschen Pfarrer freilich noch nichts geleistet; das kann man ihnen zum Vorwurf machen, wenn man es will, aber in der ideellen und kulturellen lebensmäßigen Anpassung für Brasilien haben sie schon viel getan. Es ist oft, als ob man auf der andern Seite davon gar nichts wüßte. Wir weisen daher auf die Arbeiter hin, welche von evangelischen Pfarrern oder ihren Söhnen für eine lebensvolle, der Seelen- und Erziehungslehre (Psychologie und Pädagogik) entsprechende Angleichung der eingewanderten Deutschen an die Natur, Kultur und Staatsprache Brasiliens geliefert worden sind. Obenan stehen in dieser Hinsicht die Werke des hochverdienten Seniors der evangelischen Geistlichen Brasiliens, des Doktors der Philosophie und der Theologie, Herrn Pfarrers W. Rotermund in S. Leopoldo. Er ist der Verfasser einer ausgezeichneten Grammatik der portugiesischen Sprache, der noch eine Anleitung zur richtigen Aussprache, eine orthoëpia als besonderes Büchlein vorausgeht und ein livro de leitura, ein portugiesisches Lesebuch zur Seite steht. In der Deutschen Bibel und dem Deutschen Lesebuch Rotermunds sind zahlreiche Stücke aus der Landeskunde, Geschichte und Naturgeschichte Brasiliens vertreten. Sie sind in dieser Hinsicht wahrhaft nationale Bücher, wie auch die Bibel von Grimm und Bürger, viel mehr als die staatlich empfohlenen, wie Ensino Rapido, Nova Cartilha und Paginas Infantis.

In welchem nationalen Schulbuch von Santa Catharina, darf ich wohl fragen, steht über unsern Staat ein so ausführliches Stück wie das von mir in Rotermunds Lesebuch? Ich kenne von keinem nationalen Pädagogen ein so gutes Schulwerk über Brasilien wie das des deutschen Pfarrerssohns A. W. Sellin, die Landeskunde von Brasilien. Sellin ist bekanntlich unter den Namen Alfred Wädler auch der Verfasser des Gedichts „Die Kolonie“ in Bieris Lesebuch und der besten, mir bekannten deutsch-brasilianischen Erzählung: „Was der alte Reinhold erzählt“. Der evangelische Pfarrer Christoph Kleitamp, früher an der Deutschen Schule in Porto Alegre, hat uns ein treffliches Rechenwerk in drei Bändchen gegeben, in dem auch viele nationale Stoffe geübt sind. Der frühere, leider schon verstorbene Pfarrer Faulhaber von Blumenau hat eine überaus fleißig und sorgfältig gearbeitete, datenreiche Geschichte Brasiliens für den Unterricht verfaßt, (Verlag J. Probst, Blumenau) und ebenso Pastor Bruno Stysinski (Verlag Rotermund). In dem Lesebuch von Grimm und Bürger stehen nicht Bilder aus der Geschichte Deutschlands, die dort übrigens wohl stehen dürften, sondern Bilder aus der Geschichte Brasiliens von dem schon genannten Pastor Kleitamp. Die ausgezeichnete Wandkarte von Südbrazilien, in kleinerem Format auch als Handkarte verbreitet, stammt von dem Sprößling eines evangelischen Pfarrhauses, Dr. R. Jamasch.

Was die evangelischen Lehrer auf dem Gebiet der Brasilienkunde beigezeichnet haben, sei hier für diesmal nur kurz gestreift, weil auch sie schon Gegenstand von Angriffen und Verdächtigungen waren. Wir erwähnen nur das portugiesische Sprachbuch von Büchler und die Anleitungen und Aufsätze zur Heimatkunde von Zimmermann, Hollenweger u. a. in den Mitteilungen des Deutschen Schulvereins für Sta. Catharina. Nur eine ganz geistverlassene Nationalisierungsmechanik kann über diese Arbeiten zur Heranbildung einer organischen Kulturgemeinschaft hinwegschreiten. Der wahrhaft brasilianischen Geistesart und Bildung entspricht das nicht; dafür sind die geistigen Führer Brasiliens Zeugen und ebenso die echten Republikaner, welche die Bundesverfassung geschaffen haben.

Die Bundesverfassung atmet einen uns verwandten freieitlichen Geist. Kein Wunder, denn sie stammt in der Hauptsache aus Nordamerika und ist aus protestantischem Geiste geboren. Man kommt zu ihr in Gegensatz, sobald man über den 15. und 17. November zurückschreitet. Die Feier dieser Tage hat doch wohl den Zweck, den Geist zu pflegen, zu verbreiten und zu vertiefen, aus dem die Republik und die Verfassungen

entstanden sind. Eine vorzügliche Hilfe und Vorbereitung hierzu ist die zwischen dem 7. September und 15. und 17. November stehende Feier des 31. Oktober, des protestantischen Unabhängigkeitstages, der evangelischen Republikserklärung gegenüber der päpstlichen Monarchie. Diese von den evangelischen Pfarrern gepflegte ideelle Kulturgemeinschaft, mit Brasilien, der auch die sprachliche sinn- und sachgemäß angefügt wird, ist sicherlich besser als eine nur mechanische Angleichung in Sprache, Sitte und religiöser Zeremonie.

Ein Kongreß protestantischer Kirchen

tagte vom 12. bis 19. August in Genf. Hauptsächlich auf Betreiben anglikanischer (englisch-amerikanischer) Kreise waren Vertreter von etwa 80 Kirchen und 40 verschiedenen Ländern zusammengetreten. Der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuß war offiziell eingeladen, hat aber in einem würdigen Schreiben, das diese Zusammenkunft auch vom religiösen Standpunkte zu bewerten weiß, der Einladung nicht Folge gegeben. Einige der wichtigsten Ablehnungsgründe seien kurz genannt.

„Deutschland und die evangelischen Kirchen Deutschlands,“ so sagt die im Ton würdiger Entschiedenheit gehaltene Antwort, „sind seit Beginn des Krieges und in seinem ganzen Verlauf mit einer Ueberfülle unwahrer Vorwürfe und Verleumdungen verfolgt und überschüttet worden, ohne daß eine der christlichen Kirchen der feindlichen Staaten, der Wahrheit die Ehre gebend, dagegen aufgetreten wäre. Gegen den unerhörten Schmachfrieden von Versailles hat bisher keine der christlichen Kirchen des Feindeslandes ein Wort des Einspruchs gefunden. Gewiß ist gegenüber der nach Beendigung des Waffenkrieges einsetzenden grausamen Fortsetzung der Hungerblockade, der noch fortgesetzt Tausende unseres Volkes zum Opfer fallen, seitens einzelner edler Menschenfreunde und auch seitens weniger zu gemein samen Liebeswerk verbundener Vereinigungen in den feindlichen Staaten Erhebliches geschehen. Doch ist nichts darüber bekannt geworden, daß seitens der christlichen Kirchengemeinschaften der feindlichen Länder diesem aller Christlichkeit, ja aller Menschlichkeit hohnsprechenden Verfahren entgegengetreten und dafür eingetreten worden wäre, die Gebote der christlichen Nächstenliebe zur Geltung zu bringen. Frankreich hat es für zulässig angesehen, in dem von ihm besetzten deutschen Gebiet Tausende von farbigen, namentlich schwarzen Truppen zu verwenden. Die von diesen an unseren Frauen und Töchtern verübten Greuel und Schandtaten schreien zum Himmel. Die Proteste Deutschlands sind verhallt. Den evangelischen deutschen und deutsch-schweizerischen Missionen ist auf allen von der Entente erreichbaren Missionsgebieten während des Weltkrieges die Fortsetzung, nach seiner Beendigung sogar die Wiederaufnahme ihres Missionswerkes verwehrt worden und soll ihnen dauernd unmöglich gemacht werden. Die kurz vor dem Weltkrieg auf der Edinburgher Weltkonferenz feierlich gegebenen Zusagen sind schmählich gebrochen worden. Soweit insbesondere die angelsächsische Machtsphäre reicht, ist die kirchliche Versorgung der deutschen evangelischen Glaubensgenossen im Ausland, auch z. B. im heiligen Lande, durch die deutsche evangelische Heimat zu einem Trümmersfeld geworden. Daher muß gesagt werden, daß eine Zusammenkunft mit Vertretern der feindlichen Länder für das evangelische Deutschland mit dem Gebot christlicher Wahrhaftigkeit nicht vereinbar ist.“

Trotz dieser Ablehnung wurden sechs evangelische Reichsdeutsche persönlich eingeladen und erfuhren eine freundliche Aufnahme. Aus der Tagespresse ist bekannt geworden, daß diesen eine Entschliekung vorgelegt wurde, die die sogenannte deutsche Schuld am Weltkriege aussprach und deren Annahme unter Zustimmung der deutschen Vertreter natürlich die Meinung von der deutschen „Minderwertigkeit“ bestärkt haben würde. Das Hamburgische Kirchenblatt (19) sagt dazu: „Es ist doch überaus bezeichnend selbst für die Vertreter der amerikanischen Kirchen, daß diese von den Franzosen vorgelegte Entschliekung überhaupt zugelassen wurde, und daß es erst eines sehr deutlichen Vorstoßes von D. A. W. Schreiber mit dem nachdrücklichen Hinweis auf die über Deutschland gebrachte Hungerblockade, auf Frauen- und Kindermord, auf Lüge und Verleumdung bedurfte, um die Entschliekung zu Fall zu bringen. Wie vorsichtig muß man also auf deutscher Seite allen derartigen internationalen Anbiederungsversuchen gegenüber sein! Das Beispiel von Edinburgh mit dem, was folgte, sollte uns alle zurüchhaltung auferlegen. Das verlangt christliche Wahrhaftigkeit und deutsche Würde! Wir bezweifeln es, daß mit der freundlichen Behandlung jener Reichsdeutschen „in der Stel-

lungnahme der Kirchen des Auslandes, insbesondere auch der angelsächsischen, gegenüber den Kirchen und Kirchenvertretungen im Lande Luthers ein bemerkenswerter Umschwung sich zu vollziehen beginnt," wie eine weitverbreitete kirchliche Stimme in deutscher Schönsfärberei sich äußert. Wir warten des Tages, „da uns unser Gott wird lösen," wo den angelsächsischen Erfolg-anbetern andere Begriffe von Macht und Gerechtigkeit aufgehen werden."

Gegen die kirchlichen Anbiederungsversuche und christliche Völkerverbrüderung.

überhaupt schreibt der frühere Reichskanzler Dr. Michaelis beherzigenswerte Worte in der Furche (Juni): „Es ist selbstverständlich, daß sich die Christen aller Länder wieder die Hand reichen müssen und können. Diejenigen, die wirklich Jünger Jesu sind, müssen so schnell als möglich die Verbindung über die Grenzen ihrer Länder wieder aufnehmen, müssen sich begegnen, und das geschieht schon in nicht geringem Umfang und in erfreulicher Weise. Aber bedenklich ist es, wenn man, ehe die Zeit hierfür reif ist, an den offiziellen Zusammenschluß von internationalen christlichen Vereinigungen, von Weltbündnissen geht, solange ein solches Wiedereingehen der Beziehungen nicht voll aus der Wahrheit stammen kann. Die Lüge hat in zu furchtbarem Maße in den vergangenen sechs Jahren die ganze Welt beherrscht. Die Christen, insbesondere der angelsächsischen Länder, sind in einem Maße unter dem Einfluß einer organisierten satanischen Lüge gewesen, wie es wohl noch nie in der Welt beobachtet worden ist, sodaß sie mit völlig falschen Begriffen zu Zusammenkünften mit christlichen deutschen Kreisen kommen würden. Insbesondere die Engländer haben sich ja nie daran gewöhnt, sich für die Handlungen ihrer Regierung verantwortlich zu fühlen. Eine merkwürdig minderwertige Eigenschaft des Engländern auf politischem Gebiet ist die, daß daß er einigen wenigen im Lande die Verantwortung, man könnte sagen die Prokura für Politik und öffentliche Moral überträgt und sich der eigenen Verantwortung dadurch für völlig entbunden erachtet. Engländer und Amerikaner wissen gar nicht Bescheid wie es in anderen Ländern eigentlich aussieht, oft selbst die nicht, die die Prokura haben. Und so ist es nicht möglich, daß die deutschen Christen sich mit englischen an einen Tisch zwecks Wiederaufnahme einer christlichen Weltbündnisbeziehung mit der von der Gegenseite aufgestellten Verhandlungsmaxime sehen, daß das Vergangene vergangen sein müsse, daß man nur die Zukunft im Auge haben dürfe, und daß es nur darauf ankomme, daß das Reich Christi, auch über die Grenzen der Länder hinaus gebaut werde. Das ist innerlich unwahr. Das wäre nur Vertuschung und Verleugung. Christus ist darum in die Welt gekommen und ist darum ein König, weil er für die Wahrheit gezeugt hat. Das ist eine dornenvolle Aufgabe. Christum hat sie ans Kreuz gebracht. Wir kommen nicht um die dornenvolle Aufgabe herum, auch mit den Christen jenseits der Grenzen die Wahrheit aufzudecken und über der erkannten Wahrheit und über der aufgedeckten Schuld auf beiden Seiten sich zu beugen. Wenn es danach möglich ist, sich in voller, rückhaltloser, brüderlicher Liebe die Hand zu reichen, dann kann etwas Neues und Herrliches kommen, aber nicht eher. Also nicht vor-eilige, unreife christliche Weltbündnispolitik, aber volle Bereitschaft zur Mitarbeit, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, in brüderlicher Gemeinschaft Irrtümer aufzuklären und Hindernisse der Verständigung aus dem Wege zu räumen und gerne zu vergeben."

Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evangel. Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.

(Fortsetzung.)

V.

Wahlrecht und Parlamentarismus.

Der schöne Grundsatz: „Alles durch das Volk“ ist im modernen Staate inhaltlich aus dem einfachen Grunde undurchführbar, weil das Volk, d. h. im Sinne des modernen Demokratismus die Summe sämtlicher einzelnen, zu einem bestimmten Zeitpunkt zufällig am Leben befindlichen Staatsbürger durch ihre unendlich mannigfachen und einander widerstreitenden Interessen viel zu stark zerklüftet ist, um jemals sich in der Ver-

folgung des Staatsinteresses aus freien Stücken einmütig zusammenfinden zu können. Man kann zugeben, daß bei zunehmender Bildung der Nation die einzelnen Bürger immer fähiger werden, ihre eigenen Interessen, ihre privaten Angelegenheiten verständig und sachgemäß zu betreiben, obwohl die Masse schließlich immer nicht der verständigen Erwägung, sondern ihren Leidenschaften folgen wird. Darum wäre es ein schwerer Irrtum, wenn man meinen wollte, es müßte auch die Staatsgesinnung, die Fähigkeit, das eigene Wohl dem Gesamtwohl hintanzusetzen, bei zunehmender Bildung sich in dem Volke weiter verbreiten. Viel eher ist das Gegenteil der Fall. Der individuelle Verstand, die gewedte Intelligenz des einzelnen wird ganz selbstverständlich die Interessen, an denen das Subjekt sich am stärksten beteiligt fühlt, auch am lebhaftesten und umsichtigsten verteidigen. So wird auch das Verständnis für die politischen Dinge ein mehr privater und persönlicher Besitz derjenigen werden, die sich ausdrücklich die Beschäftigung mit diesen Dingen zum Lebensberuf gewählt und also ihre Persönlichkeit und Innerlichkeit mit diesem Inhalt ausdrücklich erfüllt haben. Ohnehin sind die Verhältnisse des modernen Staates so verwickelt, die unzähligen Beziehungen öffentlicher und privater Tätigkeiten und Zwecke in ihren Zusammenhängen so schwer zu übersehen, daß anders als durch eine fachmäßige Ausbildung und berufsmäßige Übung niemand zur Arbeit am Staatswesen geeignet werden kann.

Es ist deshalb durchaus richtig, wenn dem Mehrheitsprinzip der Satz entgegengestellt wird: „Vernunft ist stets bei wenigen nur gewesen“ und die Forderung erhoben wird: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.“ Und es ist besonders bemerkenswert, daß der Demokratismus selbst an diesen Wahrheiten nicht vorbei kommt. Denn indem er nicht das Volk selbst, sondern die vom Volke gewählten Vertreter mit dem Geschäfte der Staatsleitung betraut, bekennet er sich selbst zu dem Grundsatz der Auslese der Tüchtigen und Geeigneten, stellt er eine Körperschaft von Personen her, die den dauernden Beruf haben, im Dienste des Staatswesens tätig zu sein, und die deshalb auf diesem Gebiete auch sich um die nötige Sachkenntnis bemühen und sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen müssen. Freilich ist es sehr zweifelhaft, ob auf dem Wege einer Wahl durch die Mehrheit eine solche Auslese der Sachverständigen und an die Sache Hingegebenen sich kann erreichen lassen. Das ändert aber gar nichts an der Tatsache, daß in dem Begriff einer Volksvertretung schon das Zugeständnis der Unmöglichkeit enthalten ist, der gesamten Volksmasse die Fähigkeit zur Staatsregierung zuzugestehen.

Zur inhaltlichen Unmöglichkeit gesellt die formale. In den antiken Stadtstaaten konnte die verhältnismäßig kleine Zahl der Vollbürger, die den Betrieb der privaten Geschäfte durch Sklaven besorgen und mit Vergnügen auch zugewanderte Bewohner, die als Halbbürger von den Staatsgeschäften ausgeschlossen blieben, um das materielle Wohl des Gemeinwesens sich bemühen ließ, in gemeinsamer Versammlung die Staatsangelegenheiten entscheiden. Der moderne Staat mit dem Grundsatz der Freiheit jedes einzelnen Bürgers kann unmöglich die vielen Millionen seiner Einwohner dauernd mit der Teilnahme an den Staatsgeschäften behelligen. Es geht gar nicht anders, als daß der Anteil des einzelnen Bürgers an der Regierung auf das Recht beschränkt wird, sich an der Wahl der Volksvertreter zu beteiligen, die einen festen Regierungskörper bilden und nach eigener Verantwortung eine Machtvollkommenheit ausüben, in die ihnen die Masse nicht hineinzureden imstande ist. Berechnet man sich danach das Maß von Mitwirkung auf die Staatsgeschäfte, das dem einzelnen Staatsbürger zukommt, so ergibt sich ein erschreckend kleiner Anteil. Die Stimme des Wählers ist der Bruchteil eines Zehntausendstel der Gesamtstimmenzahl, die dazu gehört, einen einzigen Volksvertreter in den Vertretungskörper zu senden; und was dieser Vertreter nun im einzelnen dort tut, und wie seine Tätigkeit mit der aller anderen Volksvertreter zusammenwirkt, darauf bleibt dem Wähler jeder Einfluß entzogen. So zwingt die Notwendigkeit selbst, den so hochtönenden Grundsatz der Demokratie bis zu einem Grade zu verwässern, daß eben noch das demokratische Prinzip innerhalb des Staatslebens zu einem verfassungsmäßigen Ausdruck kommt; von dem Ideale des Satzes: „Alles durch das Volk“ bleibt aber dabei so gut wie nichts übrig.

Natürlich hat man diesen Umstand schon längst empfunden und alle möglichen Erfindungen versucht, um trotz der Unvermeidlichkeit einer Volksvertretung dennoch den Schwerpunkt der Staatsregierung in die Gesamtheit der Volksmasse zu verlegen; es sei nur an das sogenannte Referendum erin-

nert. Auch die Rücksicht auf die in bestimmten Abständen zu erneuernde Wahl der Volksvertreter soll dazu helfen, diese in einer gewissen Abhängigkeit von ihren Wählern zu halten, wobei sehr die Frage ist, ob das für die Ehrlichkeit und Sachlichkeit des Dienstes der Abgeordneten besonders günstig wirkt. Die Hauptsache aber bleibt doch, daß alle diese Mittel nicht durchgreifend genug wirken können, um tatsächlich ein Volksherrschaft und nicht eine Parlamentsherrschaft herzustellen. Es müßte, sollte wirklich das Volk der Herrscher sein, die ungeheure Aufregung und Unruhe der Wahlbewegungen und Volksabstimmungen nicht alle paar Jahre einmal, sondern mindestens alle Monate sich wiederholen oder vielmehr zur ständigen Einrichtung werden, wenn wirklich dem Volke das Recht gewährt werden soll, das der Demokratismus für es fordert. Dann aber würde entweder das Volk in dem wilden Taumel seines fortwährenden Politisierens schleunigst aller ernststen Tätigkeit entwöhnt werden und kläglich zugrunde gehen, oder es würde des ewigen Abstimmens sehr bald müde werden, sich um die Politik überhaupt nicht mehr kümmern wollen und die Staatsgeschäfte den zünftigen Staatsmännern überlassen.

So bleibt in der Tat der einzige Weg, auf dem der moderne Staat dem demokratischen Prinzip zur sachgemäßen Geltung verhelfen kann, nur die Wahl zur Volksvertretung übrig. Beiläufig sei nur darauf noch aufmerksam gemacht, daß diesem Prinzip in anderer Richtung eine weitgehende Rücksicht erwiesen wird, indem der moderne Staat sich sowohl notgedrungen wie auch in weiser Erkenntnis seiner Aufgaben beschränkt und daneben der Selbstverwaltung der Gemeinden ein immer größeres Gebiet einräumt. Hier aber handeln wir ausdrücklich von dem eigentlich staatspolitischen Gebiet; und da wird es ohne weiteres jedermann als selbstverständlich anstehen, daß ohne einen Anteil der gesamten Bevölkerung an der Staatsleitung, wie ihn die Volksvertretung darstellt, ein Staat moderner Kultur nicht bestehen kann. Verbunden mit den andern unerläßlichen Bestandteilen eines kraftvollen Staatswesens, nämlich einer starken zum Parlament ein Gegengewicht bildenden Regierung und einem, nicht dem Parlamente, sondern dem Staate verpflichteten Beamtentum und Heer, steht das Parlament im Staatsleben an bedeutender Stelle und erfüllt eine wichtige Aufgabe. In dem Augenblicke aber, wo nach dem Rezept des Demokratismus die gesamte Staatsmacht dem Parlamente zufallen soll und der Parlamentarismus die Verfassung des Staates wird, geht der wohlthätige Einfluß des Parlaments verloren und wird der Staat den Mächten der Auflösung ausgeliefert.

Am Parlamentarismus tritt der ganze Widersinn und die furchtbare Verderblichkeit der einseitigen Betonung des Mehrheitsprinzips grell in die Erscheinung. Da niemand als die Erwählten der Volksmehrheit in den Besitz der Staatsmacht gelangt, so liegt bei der Masse, obwohl sie selbst die Herrschaft nicht ausüben kann, das ganze Schwergewicht der Entscheidung über die Hände, in die das Geschick des Staates gelegt werden soll. Diese Entscheidung, die das höchste Maß von Sachkenntnis und Ueberlegung voraussetzen sollte, wird also gerade von denen getroffen, denen nichts so sehr fehlt als Ueberlegung und Sachkenntnis. Diesem Ausgangspunkte für die Gestaltung der Obrigkeit entspricht jede fernere Bestimmung über das, was im Staate die maßgebenden Gewalten bilden soll. Die Parlamentarier selbst sind Männer aus privaten Lebenskreisen; sie sind berufen, die Gesichtspunkte und Interessen eines Standes oder einer Berufsgruppe zu vertreten. Oft aber sind sie auch nur von privatem Ehrgeiz erfüllt und haben ausschließlich ihre persönlichen Interessen im Auge. Wenn solche Personen trasi des parlamentarischen Systems über den Staat zu verfügen haben, so wird er ihnen eine willkommene Beute; er muß ihren selbstsüchtigen Zwecken dienen, statt daß sie sich selbst und ihre Zwecke ihm opfert. Zur Herrschaft gelangt durch die Wahl vonseiten einer Partei, sind sie dieser Partei verpflichtet und haben statt des Wohls der Gesamtheit den Nutzen der Partei im Auge. Von dem guten Willen der Wähler abhängig, sind sie genötigt, dauernd um deren Gunst zu buhlen und die Staatsmittel zu der Begünstigung ihrer Wähler auszunutzen. Bei der Mehrheit der Parteien im Parlament müssen sie sehen, wie sie bald mit der einen, bald mit der andern Seite sich verbinden und jene Tauschpolitik treiben, für die der unschöne Ausdruck Kuhhandel gebräuchlich geworden ist. So wenig die Masse bei der Wahl auf sachkundige Leute sieht, so wenig kommt es im Parlament auf die sachmäßige Tüchtigkeit an, wo es sich um die Besetzung der Staatsmänner handelt; ja man mißbraucht wohl noch den schönen Namen Gleich-

heit, um die Beförderung von Parteiführern an Posten zu rechtfertigen, für die sie jeder Vorkenntnis ermangeln. Kurz und gut, der Parlamentarismus ist ein einziges Nest von Korruption. So nützlich eine Volksvertretung da ist, wo ihr eine in sich gefestigte Regierung gegenüber steht und das allgemeine Staatsinteresse kraftvoll gegen den Ansturm der mannigfaltigen Einzelinteressen vertritt, so völlig ist die Zerrüttung, wo die Volksvertretung selbst das Heft der Regierung in Händen hat. Unser Volk lernt die Wahrheit gegenwärtig in schmerzlicher Erfahrung am eigenen Leibe kennen. Das wird das Gute haben, daß es von der Schwärmerei für den Demokratismus auf lange Zeit geheilt werden wird. Georg Lasson.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Evangelische Pastoral Konferenz. Mit dem Schlusse dieses Jahres sind die evangelischen Gemeinden, deren Geistliche der Pastoral Konferenz angehören, folgendermaßen besetzt (die Gemeinden in alphabetischer Reihenfolge):

1. Badensurt: Pfarrer Fritz Kessel.
2. Bella Alliança: Pfarrer Emil Hahn.
3. Blumenau: Pfarrer Eberhard Neumann.
4. Brusque und Itajahy: Pfarrer Albert Bornfleth.
5. Florianopolis: unbesetzt, von Theresopolis aus verwaltet.
6. Hammonia: Pfarrer Hermann Grimm.
7. Itoupava: Pfarrer Georg Ratsch.
8. Lapa in Paraná: Pfarrer David Wiedmer.
9. Pomerode: Pfarrer i. R. Wilhelm Lange.
10. Quadro: Pfarrer Karl Schwab.
11. Santa Theresia: Pfarrer Anton Böschl.
12. São Bento: Pfarrer Ernst Ortmann.
13. Theresopolis: Pfarrer Adolf Langbein.
14. Timbó: Pfarrer Gerhard Krause.

Bei den Gemeinden 2, 7, 9, 11, ist die Besetzung vom Evangelischen Oberkirchenrat noch nicht endgültig bestätigt. Herr Pfarrer Krause verläßt Timbó im April 1921, an seine Stelle tritt Herr Pfarrer Möller aus Kassel.

Hammonia. Am Sonntag, dem 7. November, fand unter Leitung von Herrn Dr. Aldinger, da Herr Pastor Grimm noch nicht eingetroffen ist, auf dem Friedhofe erst eine Gedächtnisfeier für die Toten, dann am Kirchengrundstein eine Reformationsfeier statt. Dabei wurde bekannt gegeben, daß die Herren Hermann und Daniel Heydenreich, früher S. Paulo, die unlängst Hammonia besucht haben, je 500 \$ für den Kirchbau gestiftet haben (neben einer gleich hohen Schenkung für das Schulwesen). Der Pfarrer sprach herzliche Worte des Dankes für die hochherzige Schenkung und alle männlichen Teilnehmer nahmen die Hüte ab zum Zeichen des Dankes und der Ehrung für die edlen Spender.

Dann hat der Pfarrer, die gerichtete, ehrerbietige Haltung zu wahren, da er ein Telegramm an den Herrn Governador zur Kenntnis bringen wollte, zu dem er die Einwilligung der Gemeinde nachsuchte, mit folgendem Inhalt: „Die feierlich versammelte Evangelische Gemeinde Hammonia begrüßt Euer Exzellenz und bittet achtsamvoll um eine Beihilfe zum Bau einer würdigen Kirche an den Ufern des Rio Hercilio. Diese Beihilfe würde als eine Gabe für alle evangelischen Gemeinden des Staates gelten, entsprechend einer vorausgegangenen Vereinbarung und auch einen gerechten Ausgleich der Unterstützungen darstellen, welche die Katholiken des Staates schon empfangen haben.“

Eine sichtliche Bewegung ging durch die Versammelten, als der Pfarrer, nach eingeholtem Einverständnis aller, die Bitte vor Gott brachte, er, der die Herzen der Könige lenke wie Wasserbäche, möge auch die Herzen der zur Geseßgebung und Regierung unseres Staates Berufenen so leiten, daß auch die Evangelischen in einer monumentalen Kirche für die Wohlfahrt des Staates und seiner Vorsteher beten können.

Das Telegramm wurde unterschrieben von den Herren Friedrich Eberpacher, Friedrich Werner, José Deese, Hermann Köpfel, Richard Warmein, Artur Müller, Werner Weber. — Der Sonntag (14. November) hat unserer Gemeinde nicht bloß den Besuch der Schützen des Itajahy-Tales zum Bundeschießen gebracht, sondern auch die Ankunft des lange erwarteten neuen Gemeindepfarrers. Herr Pfarrer Grimm hatte eine rasche und glückliche Reise, vom 13. Oktober bis 14. November, und ist im

Zoll gnädig behandelt worden. Das Pfarrhaus fand er in Ordnung; was in Anwesen noch fehlt, wird rasch vollends in Stand gesetzt. Liebe Frauenhände schmückten das Haus nicht bloß mit Blumen, sondern auch die Küchenregale mit allerlei Tüten und Paketen, starke Männerhände sind schnell noch in der Pflanzung tätig und alle Gepädfuhren wurden umsonst geleistet.

Simbo. Zu der Sammelliste für Waidhofen: Außer den 20 Lebensmittelpaketen (vergl. die Septembernummer), für die 235 \$ verausgabt waren, ging noch ein einundzwanzigstes mit dem geschenkten Mus ab. Die Verpackungs- und Versandtkosten dafür betrugen 7 \$, sodaß die Lebensmittel 242 \$ gekostet haben. Von dem übrigen Sammelgeld wurden am 18. November durch Herrn A. Schrader-Blumenau 400\$000 zum Gegenwert von 4762 Mark nach Waidhofen überwiesen. Es war nämlich inzwischen aus Waidhofen die Nachricht eingetroffen, daß zwar Lebensmittel am erwünschtesten seien, daß sie aber aus andern Gründen lieber Geld hätten. Der Rest der Sammlung in Höhe von 5\$680 wurde für sonstige Spefen verbraucht. — Sobald die Ankunft der Lebensmittel und des Geldes aus Waidhofen gemeldet wird, werde ich an dieser Stelle darüber berichten.

P. Krause.

• Für den Familientisch. •

Die Blau-Gelbe.

Von Alfred von Hedenstierna.

Ewen Peter hatte, um bei der Wahrheit zu bleiben, sehr dunkle Begriffe von dem Worte „Vaterland“. In seinen Knabenjahren, so um 1850 herum, waren die Volksschulen noch nicht, was sie jetzt sind. Man las, mit Ausnahme des Schulzen und des Reichstagsabgeordneten, keine Zeitungen in Bauernhäusern, und damals gab es noch keinen Palm und keinen Strindberg, die das Volk durch ihre Schmutzschriften das Vaterland von der schlechten Seite kennen lehrten. Aber Ewen Peter wußte, daß das Land, in dem seines Vaters Häuslerei lag, Schweden war und daß der König Oskar der Erste hieß. Schwedens Fahne war gelb und blau, das hatte er auf Rännesslätt gesehen, jener großen Ebene, wo die Grenadiere stampften, daß der Boden zitterte, und mit den Büchsenkolben aufstiegen, daß man glaubte, der Tag des Jüngsten Gerichts brähe herein. Auf jener großen Ebene, wo die Generale und Obristen und Räd, der für Skantebro diente, um die Wette ritten, sodaß man nur Himmel und Pferdefüße sah.

Wie schon oft, war wieder einmal eine schwere Zeit für das arme Smaland. Seit lange vor Johannis stand die Sonne wie ein glühender Kupferkessel am Himmel und weder Morgen noch Abendtau fiel auf die dünnen, verkümmerten Strohhalm, die sich mühsam durch die dichten, heißen Steine des Aders emporgezwängt hatten. Die Brotnahrung war schon seit Weihnachten zu Ende, denn in der Häuslerei waren zu viel Esser. Ewen Peter mußte in die Welt hinaus.

In brennender Junihitze saß er in seiner steifen, dicken Kleidung von grobem Wollzeug und einem großen, wollenen Halstuch zweimal um den mageren, braunen Hals, gebunden, saß und aß seine Abschiedsmahlzeit in Kartoffeln und saurer Milch auf der alten, glatten Holzbank. —

Am anderen Ende der Bank lagen die großen Zwillingsschafe der Familie. Ihre Füße waren mit den Strumpfbändern der Mutter zusammengebunden, und die Mutter schnitt und schnitt in den üppigen Pelz der Zwillingsschafe und weinte, wenn sie Ewen Peter ansah, der nun in die Welt hinaus sollte. Und wenn die Schafe strampelten und mit den Köpfen auf den Tisch schlugen, ging die saure Milch in der Blechschüssel in richtigen Wogen auf und nieder.

Es war schon reichlich spät zur Schaffsur; doch als sie im Frühling herausgelassen wurden, waren sie so mager gewesen, daß die Mutter sie nicht zu scheren gewagt hatte.

Es war recht frühzeitig, Ewen Peter in die Welt zu schicken, doch draußen auf der Bank frohen noch vier Stück herum, die noch zarter waren als er und sich von dem schlechten Korn am Abhang ernähren mußten, dessen Halme so bleich und

dünn und verkümmert aussahen, als hätte man sie mit einer Zange aus der Erde gezogen.

Der Vater war früh morgens auf Tagelohn gegangen. Seine Abschiedsrede war nicht lang. „Nun, lebe wohl, mein Junge! Die Stiefeln mußt du im Sack auf dem Rücken tragen!“ Das war alles. Aber die Mütter gleichen sich alle, ob nun ihre Thränen in ein Battisttaschentuch oder auf eine alte Bank fallen. Mutter Kaija legte die Schafe auf den Fußboden, zog Ewen Peter in ihre Arme und sagte: „Gott sei mit dir! Magst du nicht noch das bißchen Milch essen, das noch in der Schüssel ist?“

Und so zog er denn nach Süden mit sechzehn Schillingen in der Westentasche und seinen Alltagskleidern in einem Bündel auf dem Rücken.

In Schonen waren die Felder grüner, das Korn dichter und die Bauern dicker, aber leider hatten sie keine Luft, einen kleinen, ausgehungerten Smalandsjungen in Lohn und Brot zu nehmen. Hirtenknaben hatten sie selber. Und so wanderte und wanderte Ewen Peter, bis er nach Malmö kam, aber auch dort konnte man einen Burschen nicht brauchen, der, als er um Arbeit bat, keine weiteren Empfehlungen hatte, als zwei große, hellblaue Augen, in denen Tränen funkelten.

Schließlich fand sich ein feiner Herr, der Ewen Peter eine ordentliche Mahlzeit mit Kalbsbraten und Kartoffeln gab und ihn mit einer halben Stiege anderer kleiner, magerer, sonnenverbrannter Jungen nach einem Gute in Seeland schickte. Es war viele Jahre, bevor die große, jährliche Auswanderung schwedischer Dienstmädchen nach Dänemark begann, und Ewen Peter glaubte, er müsse bis Amerika reisen.

Auf dem großen Gute hatte er es nicht zum Besten. Die Burschen erhielten zu wenig und schlechtes Essen, mußten des Nachts im Kuhstall liegen und wurden vom Morgen bis zum Abend auf den Rübenfeldern härter zur Arbeit angetrieben, als die Tiere. Eines Tages, als die Sonne heiß schien und ihm die Hade zu schwer wurde, kroch Ewen Peter in einen trockenen Graben und schlummerte ein wenig. Er erwachte von dem Gefühle, daß man ein Fuder Holz auf seinen Rücken wirfe. Aber es war nur des Verwalters Stod, und der flog auf und nieder, auf und nieder, bis Ewen Peter beinahe zerbrochen und halb tot geschlagen sich schließlich blutend in seinen Stallwinkel schleppte.

In der Nacht erhob er sich mit schmerzenden Gliedern, raffte seine Lumpen zusammen und lief fort, als gälte es, sein Leben zu retten, lief ohne Raft und Ruh, wie eben nur ein armer, magerer, geängstigter, smaländischer Tagelöhnerjunge laufen kann, lief, bis er sich plötzlich zwischen vielen tausend Häusern und Straßen befand und die Stadt wieder erkannte, in der er mit dem Dampfboot von Malmö gelandet war.

Weinend wandte er durch die Straßen. Er hatte keinen Sinn für die Merkwürdigkeiten der Stadt, er suchte nur ängstlich nach einem einzigen, freundlichen Gesichte, aber alle sahen so fremd und stolz aus und hatten es so eilig, daß er sie nicht anzureden wagte. Doch was glänzt dort auf dem Dache im Sonnenschein? Gelb und blau steigt es aus der Dachkufe empor; blau und gelb legt es sich um eine lange Stange, wenn der Wind ruht.

O, das ist die Fahne von Rännesslätt!

Und ohne Besinnung, wie wenn ein gehektes Wild sich in's Wasser stürzt, stürmt Ewen Peter von der Straße in das Haus, die Treppen hinauf, in ein prächtiges Zimmer, umfaßt die Kniee eines feinen Herrn und schluchzt:

„Sind Sie von Rännesslätt, so helfen Sie mir um Jesu Willen!“

Der feine Herr war nun zwar nicht gerade von Rännesslätt, aber er war schwedisch-norwegischer Generalkonsul in Kopenhagen. Er hatte die schwedische Flagge aufgezogen, weil ein königlicher Namenstag war, und er beschützte seinen armen, kleinen Landsmann, der halb unbewußt unter vaterländischer Flagge Schutz gesucht hatte, auf das Beste.

Von diesem Augenblicke an wurde Ewen Peter die Fahne teuer; das blau-gelbe Zeuge hatte in ihm eine Ahnung von dem erweckt, was Heimat und Vaterland sind, und als er nach einigen Jahren als Ausgeloster auf Rännesslätt exerzierte, ging er zu einem wohlwollenden Rittmeister, den er kannte, und bat, ob er nicht für einen Bauernhof, der einen Soldaten stellen muß, reiten könne. Reiten unter den blau-gelben Fahnen, für König und Vaterland, an Stelle des alten Räd aus Skantebro, der bald ausgedient hatte. Und so erhielt er Nr. 57 und eine Büdnerei und ein Pferd und eine neue Uniform. Räd sollte er heißen nach dem alten Räd, und kuck sah Ewen Peter aus,

wie er mit seinem großen Schnurrbart und wohlgebürsteten Dolman auf seinem Braunen Kläm mitten im Karré hielt, und wenn es in lausender Fahrt über die Haide ging, daß die Erdschollen flogen und die Bauern, die sich einen Feiertag gemacht hatten, um ihre Pferde zu sehen, vor Angst erbleichten.

Und so ritt er dreißig Jahre auf dem Manöverfelde, und ein Pferd nach dem anderen wurde dienstuntüchtig und mußte für Nr. 57 Skantebro ausgeschossen werden, aber Räd war noch immer munter. Das erste war Kläm. Es wurde mit siebzehn Jahren steif und kam zu einem Brauer in Jönköping. Dann kam der liebe Fuchs, der sich in Bornaps großem Park das Bein brach, und da weinte Räd beinahe ebenso sehr, wie damals, als sein kleiner Knabe beim Scharlachfieber draufging. Und nun war es sein alter, grauer Kalle, und er glaubte wohl, daß er mit ihm zusammen ausgedient haben würde.

Es ging mit den beiden, mit Kalle und mit Räd zu Ende. Grau und etwas steifbeinig waren sie beide. „Was heißt das, Räd? Du sitzt ja so schwerfällig auf?“ hatte der Rittmeister schon im vorigen Jahre gesagt. Als er beim letzten Manöver als Ordonnanz ritt, lachte der Fahnenjunker und fragte: „Ist das Räd oder Kalle, der anfängt, alt zu werden?“

Der alte Husar schwieg, biß sich stolz in seinen grauen Schnurrbart und sah auf die blau-gelbe Fahne. Bald würde auch sie, die ihn einst unter ihren Schutz genommen hatte, ihn von sich stoßen, weil er zu alt war, um ihr mit Ehren zu dienen. Er sah auf seinen blau-gelben Dolman, bald würde er kräftigere und jüngere Glieder umschließen, die ein blitzschnelles „Aufgefessen!“ befolgen konnten und nicht bei einem gestreckten Galopp zitterten.

Der Tag der Generalmusterung kam. Steif und gepuht wie immer erhielt Räd seinen Abschied und die Verdienstmedaille, blickte starr vor sich nieder auf Kalle's Mähne und fühlte seine Augenlider zucken, als der General ihm einige freundliche Worte sagte. Ihm, dem alten Husaren, der brav gedient und „blank“ im Straßbuche hatte.

Als man ins Lager zurückgeritten war, kam der Gastwirt, der Kalle gekauft hatte, und schrie: „Her mit dem Gaul!“ Da brach es los, und nachdem er dem alten Kameraden zum Abschied leise über die Lenden gekrächelt hatte, ging Räd aufs Feld hinaus und weinte wie ein Kind und große Tropfen fielen auf seinen Dolman, den blau-gelben.

Froher, junger Husar! Wenn das Regiment auf dem Marsche ist, wenn die Fahne weht und die Hörner an der Spitze schmettern, wenn die jungen Pferde den Birkenhainen „guten Morgen“ zuschnaufen, wenn die Muskeln sich anspannen und die Brust sich mit jener festen, übermütigen Freude erfüllt, die ein richtiger Mann sonst nur empfindet, wenn er ein geliebtes Weib in den Armen hält, ein schaukelndes Deck unter seinen Füßen fühlt, ein blankes Schwert schwingt oder einen tüchtigen Gaul zwischen den Beinen hat — dann sieh auch einmal nach der Seite des Weges hin, und dann wirst du vielleicht eine gesunkene Wange, einen weißen Schnurrbart über dem Holzsaum erblicken und zwei alte schwache Augen deinem stolzen Ritte folgen sehen.

Das ist der alte Husar. Er liebt es, mit seinen trüben Augen seiner alten Schwadron bis zur nächsten Wegkrümmung zu folgen, vielleicht zum letzten Male, und mit bebenden Lippen murmelte er ein Lebewohl für Schwedens stolze Fahne... die blau-gelbe.

Des Pastors Weihnachtsgast.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Man muß ziemlich fest in den Netzen der Liebe verstrickt sein und einen starken Glauben an die unmittelbare Fürsorge unseres Herrn haben, um sich als Pastoradjunkt zu verheiraten.

Beides war der Fall bei Pastor Alm, und deshalb war er auch seit dem vierten Buß- und Bettage glücklicher Ehemann, und jetzt war es Heiligabend.

Er hatte 300 Mark Gehalt und bekam ebenso viel als Kostgeld und Mietentschädigung, seit er nicht mehr beim Präpositus aß und wohnte. Das machte beinahe zwei Mark für jeden Wochentag aus, und Sonntags müssen Geistliche wohl von Gottes Wort und etwas Aufgewärmtem leben können.

Später kommt freilich hin und wieder ein kleiner, unbefiederter, zahloser Engel vom Himmel, aber dann kommt vielleicht auch ein Kalbsbraten vom Freibauern oder ein Käse vom Kirchenvorsteher und damit gleicht sich dann die Sache aus. Aber man darf weder den Gelüsten des Gaumens, noch den

Vorschriften des Modejournals folgen, und die fleißige Hand, die die schadhafte Stellen in dem abgetragenen Rock des Pastors ausbessert, muß flink und sparsam mit den schwarzen Töpfen umzugehen wissen.

Doch nun war es Weihnachten mit Schweinebraten, Reisgrühe und Laugenfisch.

In den Salons des Herrn Adjunkten konnte man sich nicht verlieren. Drei Stuben und Küche, das war alles. Im „Saale“ ein Tisch von gebeiztem Tannenholz, Wiener Stühle, ein perlfarbener Geschirrschrank, ein altes, verstimmtes Klavier, zwei kleine, birkene Fenstertische und ein großer, lithographierter Martin Luther. Im Zimmer des Pastors ein altes Ledersofa aus dem Hause seiner Eltern, ein birkener Schreibtisch, tannene Stühle mit Bezügen von zu Hause gewebtem Zeug, zwei gut angerauchte Pfeifen und ein magerer Bücherschrank. Dahinter lag die Schlafstube mit wenig Raum auf dem Fußboden und großen Bettgardinen, alten Möbeln und neuen Leuchtern.

Doch nun war es Weihnachten, und zwei Lampen und acht Lichter warfen ihren Schein auf die frischgeschauerten Fußböden.

Die kleine Frau war nicht hübsch. Ihre Nase trockte den antiken Schönheitsgefäßen und ihr Fuß sprach jeder eleganten Schuhfaçon Hohn. Die Hände waren etwas zu groß und die Augen ein bißchen zu klein; aber die Schönheit der Gesundheit, die Anmut der Jugend und weibliche Milde machten Frau Alm zu einer ebenso lieblichen Saronrose, wie sie je ihren Kelch in einem neuen aufgeschlagenen Hirtenzelt entfaltet hat.

Und nun war es Weihnachten, das kleine Heim in Ordnung, und die beiden saßen dicht an einander geschmiegt und warfen prüfende Blicke auf ihren ziemlich einfachen Weihnachtsbaum, den ersten im eigenen Heim. Und der Pastor bewunderte den Zierat, der an der Tanne hing, und konnte nicht begreifen, woher Frau Emma ihn bekommen habe.

Und dann zog er sein Weibchen an sich und fragte sie, ob es ihr nicht gerade so ginge wie ihm, wenn er einen eben geschmückten Weihnachtsbaum sähe, könnte er sich eines wehmütigen Gefühls bei dem Gedanken nicht erwehren, daß derselbe nun bald verweltet, vergessen, bei Seite geworfen würde. Wäre das nicht ein Bild aller menschlichen Freude? Müßte man nicht für sein eigenes Glück beben! Wer könnte wissen, was die Zukunft in ihrem Schoße trüge.

Sie lächelte und antwortete: „Weshalb welkt die Tanne, Gustav? Weil sie von ihrer Wurzel im Waldesschoße gerissen wird. Draußen troßt sie Sturm und Kälte und wächst um so stärker, je mehr der Nordwind ihre Nester peitscht. Hier drinnen in Licht und Wärme scheidet sie dahin und stirbt. Wir sollen uns hüten, unsere Freude von dem Boden loszulösen, in dem sie jetzt erstarkt; wir dürfen nie vergessen, daß keine Weihnachtslichter der Welt der armen Tanne den himmlischen Wind und die Sterne am Himmelszelte ersetzen können.“

(Schluß folgt.)

Sammlung für das Evang. Diaspora-Waisenhaus in Waidhofen an der Thaya, Nieder-Oesterreich, innerhalb der Pfarrgemeinde Timbo.

2. Liste (Betrag der 1. Liste 314\$980).

Carijos. 5 Rg. Mus: Frau M. Bläse jun; 5 \$ Albert Krüger; 2 \$ Julius Hentfels, Karl Piske; 1 \$ Wilhelm Pierik, Wilhelm Schmidt, August Siewers, Alma Böhme, Wilhelm Krieser, Emil Bachholz, Wilhelm Piske, Friedrich Schmidt, W. Piske, Peter Schuh, Heinrich Haf, Oswald Pierik, Oswald Theilader, Ferdinand Maas, Franz Gekner, Friedrich Piske, Lehrer Runze, Otto Krieser, Heinrich Theilader, Heinrich Rohls, August Rohls, Hermann Teske; 0\$700 Wwe. Schubert; 0\$500 Heinrich Piske, Otto Priebe; 0\$300 Wwe. Schlegel. Zusammen 33\$000.

Benedicto-Novo und Santa Maria. 10\$000 Julius Begalle; 3 \$ Paul Hölzgebauer; 2 \$ Ludwig Beder, Adolf Pawlowski; 1 \$ Lehrer Fuhrmann, Karl Ziduhr, Julius Lunge, August Kemmereit, Fritz Röder, Albert Althle, Frau Wollert, August Kroente, Gustav Pawlowski, Hermann Baade, August Köpfel, Friedrich Müller, Julius Rehling, Emil Genske, Reinhold Grundmann, Eugen Müller, Josef Holdorf. Zusammen 34\$000.

Aus dem Sprengel Timbo. 10 \$ Albert Manzle, Dr. Wanger; 5 \$ Karl Ruglin, Schneider Dreßler, Adolf Hansen, Luiz Benz, Reinhold Adam, Franz Hedler, Albert Klug, Hermann Klug, Julius Bernad, Hermann Brandes, Emil

Bukle, Otto Spieß, Hermann Bebenroth, Hermann Berndt, August Köpfe, Karl Bukle, Paul Spieß, Friedrich Hölzgebaum, Josef Wollinger jun., Wilhelm Mänten; 3\$800 Karl Janke; 3\$ Hermann Hahn, Ferdinand Krüger, Heinrich Heidrich, August Albrecht, August Ewald, Hermann Maas; 2\$500 August Brandt; 2\$ Albert Klitzke, Karl Erdmann, Friedrich Klug, Wwe. Hanna Stren, Frau Spieß, August Schulze, Albert Schweder, Karl Lahte, Albert Piske, Wilhelm Gustmann, Otto Kurth, Friedrich Grether, Wilhelm Klug, Witwe M. Klitzke, Hermann Dräger, Emil Zimath, Karl Schwarz, Friedrich Gumz, Karl Löwe, Emil Hölzgebaum, Alwin Lindner, Heinrich Schuhmacher, August Benzke, Gustav Müller, Ernst Bolduan, Christoph Schütze, Albert Hardt, Witwe Kleinschmidt, Thella Bürger, August Hauff, August Kurth, Johann Willrich, Reinhard Piske, Gustav Piske, Richard Schlen, August Bartel, August Zickuhr, Karl Schröder (Filiale Rodeio), Wwe. Janke, Friedrich Schlen, Hermann Blödnorn, Luis Ewald, Karl Bohmann, Karl Dumke, Hermann Reguse, Reinhold Bachmann, Bruno Reinide, Bruno Scheidemantel; 1\$400 Hermann Müller; 1\$ Franz Erdmann, Friedrich Erdmann, Gustav Schneider, Wilhelm Erdmann, Otto Gumz, Fritz Adam, Walter Maul, Franz Reiner, Jakob Holstein, Otto Holstein, Friedrich Rutsch, Rudolf Feder, Gustav Brandes, Albert Köpfel-Will, Albert Reizke, August Brehmer, Karl Jandt, Gustav Manske, Erwin Reguse, Wwe. Radloff; 0\$500 Wwe. Klitzke; 0\$300 Wwe. Ueder; 0\$200 Wwe. Schneider. Zusammen 262\$700.

Cedro Alto. 1\$ Fritz Beier, Wilhelm Schinkel, August Alöhn. Zusammen 3\$000.

Summe der 1. Liste 332\$700, Gesamtsumme 647\$680.

Allen Gebern herzlichen Dank. Pastor Krause.

Liebesgaben.

Eingegangen 2\$500 für die Mission von Frau Maria Bläse sen., Timbo.

Sammelliste der Schule Encano Norte für Liebesgaben: Rs. 11\$500. Wolff, Lehrer.

An unsere Leser.

Es wird herzlich gebeten, den Jahresbetrag von 1\$200 an die Herren Verteiler des Christenboten zu bezahlen. Im kommenden Jahre muß der Preis um 300 Reis erhöht werden, der stets wachsenden Papierkosten halber.

Die Schriftleitung.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior.

Freitag, 24. Dez., 7 Uhr abends., liturgische Weihnachtsfeier in Blumenau.

Sonabend, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Weihnachtsfeier in Blumenau; abends 7 Uhr, Kinderfeier in der Kirche.

Sonntag, 26. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha-Liese; 3 Uhr nachm., in der Garcia.

Freitag, 31. Dez., 8 Uhr abends, Jahreschlussfeier in Blumenau.

Sonabend, 1. Jan., 9 Uhr vorm., Neujahrsgottesdienst in Blumenau.

Sonntag, 2. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar.

Sonntag, 9. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. mit Abendmahl in Rußland.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Altona, Donnerstags bei Ehrhardt in der Belha, Freitags in Itoupava norte, findet nachm. von 3—4 Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Seraphim.

Sonntag, 19. Dez., Prüfung, Konfirmation nebst Feier des heil. Abendm. in Fidelis.

1. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Itoupava.

2. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Enlrester, Gottesd. in Massaranduba, Schule bei Witte.

Neujahr, Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 2. Januar, Gottesd. in Braço do Sul.

Sonntag, 9. Januar, Gottesd. in Seraphim.

Sonntag, 16. Januar, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen früh 9 Uhr.

Pfarrer Ratsch.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupavazinha.

Freitag, 24. Dez., 8 Uhr abends, Christnachtfeier in Badenfurt.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

2. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza.

Freitag, 31. Dez., 7 Uhr abends, Sylvesterfeier in Testo Central.

Neujahr, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 2. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 9. Januar, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 16. Jan., 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil.

Abendmahl in Fortaleza.

Sonntag, 23. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 30. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Pfarrer Kessel.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, 12. Dez. 9 Uhr vorm.: Gottesd. und heil. Abendm.

in Carijos; 3 Uhr nachm.: in der Obermulde.

Sonntag, 19. Dez., Gottesd. in Benedittio-Nowo.

1. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Timbo.

2. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Cedro Alto.

Mittwoch, 29. Dez., 8 Uhr., Aufnahmeprüfung der Konfirmanden in Carijos.

Neujahr, Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 2. Januar, Gottesd. in Santa Maria.

Pfarrer Krause.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 12. Dez.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 19. Dez.: Konfirmation mit Abendmahlsfeier in Rib. Grande.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm.

in Pommerode; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Testo Central.

2. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Rio Serro;

3 Uhr nachm., Gottesd. in Ober-Rega.

Montag, 27. Dez., Gottesd. in Benjamin Constante.

31. Dez. 8 Uhr abends, Sylvesterfeier in Pommerode.

Neujahr, Gottesdienst in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Nach den Weihnachtsgottesdiensten wird in allen Gemeinden die jährliche Kollekte für den Evang. Gemeinde-Verband eingesammelt.

Pfarrer Lange.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 12. Dez. 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Bornfleth.

Evang. Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 12. Dez., 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Pouso Redondo bei Herm. Reif.

Sonntag, 19. Dez., 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. im vorderen Trombudo bei Herm. Kurth; 3 Uhr nachm., im großen Trombudo, Schule.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Südarm;

7 Uhr abends, liturgische Weihnachtsfeier am Südarm.

Neujahr, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Matador.

Sonntag, 2. Jan., 9 1/2 Uhr, Gottesd. am Salto bei Friedrich Sievers.

Sonntag, 9. Jan., 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. am Tanó.

Sonntag, 16. Jan., 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in P. Redondo.

Pfarrer Hahn.

Evang. Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 12. Dez.: Gottesd. in Campo Alegre.

Sonntag, 19. Dez.: Gottesd. in S. Bento u. Serrastr., Km. 82

Freitag, 24. Dez., 7 Uhr abends, Christvesper.

Sonabend, 25. Dez., Weihnachtsfestgottesd. in S. Bento.

Sonntag, 26. Dez., Weihnachtsfestgottesd. in Humboldt.

Sonabend, 1. Jan., Neujahrsgottesd. in S. Bento, anshl. Feier des heil. Abendmahls.

Sonntag, 9. Januar, Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 16. Januar, Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 23. Jan., Gottesd. in S. Bento und Serrastraße.

In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrastraße jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religions-

Pfarrer Drtmann.